

Nur Wettbewerb rettet die Unis

VON JOSEF JOFFE

Kann die deutsche Universität reformiert werden? Glaubt man dem „Kratochwilschen Gesetz“ und der „Schwanitzschen Vermutung“, dann muß die Antwort „Nein“ lauten. Friedrich Kratochwil, Professor der Politik in München, sagt: „Komplexe soziale Systeme sind nicht insgesamt reformierbar.“ Und Dietrich Schwanitz, der Literatur in Hamburg lehrt, vermutet: „Die Universität ist ein amorphes Gebilde, ungeheuer überlebensfähig auf niedrigstem Niveau. Deshalb könnte es noch ziemlich lange so weiter gehen, wie es jetzt ist.“

Zwei pessimistische Verdikte, aber im Kern sind sie richtig. Beweise liefern das neue Hochschulrahmengesetz und der bayrische Entwurf, von dem die FAZ zu Recht schreibt, daß er „um Ausgleich bemüht“ sei. Das ist eine hübsche, höfliche Formulierung angesichts eines Papiers, das es in Deutschland eben nicht „krachen“ läßt, wie Landesvater Edmund Stoiber einst frohgemut verkündet hatte. Der Münchner Entwurf rüttelt nicht wirklich am Bestehenden – genauso wenig wie sein Pendant auf Bundesebene, auf den sich im August die Bonner mit den Ländern geeinigt haben.

Man hätte auch nichts anderes erwarten dürfen. Warum sollte die deutsche Hochschule reformfähiger sein als das gesamte „System Deutschland“? Die Deutschen haben sich nach den Umstürzen dieses Jahrhunderts in einem Haus eingerichtet, das sehr solide gebaut ist, aber just deswegen dem Wandel trotzt. Den beiden Hauptkräften des Wandels, der Macht und dem Markt, mißtrauen sie gleichermaßen, und deshalb hält das Bestehende selbst dem Sturm stand.

Die Deutschen haben zwölf Jahre lang erlebt, was die pure Macht anrichten kann. Und deswegen haben sie alles getan, um sie zu neutralisieren. Das Wahlrecht produziert, anders als in Amerika und England, nur Koalitionen, die grundsätzlich unbeweglicher sind als Regierungen einer Partei. Die Länder konterkarieren den Bund, die Gewerkschaften die Arbeitgeber, die Verbände die Gremien, und die Gremien sich selbst. Es ist ein perfektes Vetosystem zur Absicherung des Status quo; Wandel funktioniert nur unter Entschädigungsvorbehalt.

Dem andern mächtigen Steuerungsinstrument, dem Markt, sind die Deutschen in Wahrheit ebenfalls abhold. Profit identifizieren sie gerne mit „Spekulation“, Konkurrenz mit dem „Gesetz des Dschungels“. Deshalb der Hang zu Berechenbarkeit und Ordnung, zur Regulierungslust und Gleichförmigkeit. Die Universität, wie sollte es anders sein, ist festgemauerter Teil dieses Systems. Jeder Studiengang muß letztlich auch noch auf Bundesebene abgesegnet werden; jede Briefmarke fällt unters Reglement.

Ein Mini-Reförmchen

Daß die Universität dabei nicht mehr funktioniert, daß sie, einst Modell für den Rest der Welt, immer weiter verfällt, hat sich inzwischen herumgesprochen. Warum sonst hätte unser Kanzler seine Söhne nach Harvard und M.I.T. geschickt? Warum findet immer mehr Forschung im außeruniversitä-

ren Bereich statt? Warum kommen immer weniger Studenten aus dem Ausland? Das Ach und Weh begann im vergangenen Jahr Politikern und Bürokraten auf die Nerven zu gehen, und so haben sie an, ein neues Hochschulrahmengesetz (Bund) und neue Landesgesetze zu schnitzen. Das Fazit des Oldenburger Uni-Präsidenten Michael Daxner, eines Grünen, ist kurz, knapp und vernichtend: „Ein Mini-Reförmchen“ sei dies; „die Strukturen bleiben die alten“.

Das „Kratochwilsche Gesetz“, eine alte Einsicht, erklärt warum. Soziale Systeme reproduzieren sich selbst; sie fördern systemkonforme Mitglieder, die vom „Ist“ profitieren und dem „Sollte“ schon aus Eigeninteresse die Stirn bieten. Das sind die Professoren, Rektoren und Gremien, die – ob links oder rechts – ganz bequem im bröckelnden Gemäuer der Universität leben und deshalb jede Änderung zu Tode zu mäkelnd versuchen.

Der Staat – siehe Vetosystem – hat nicht die Macht, das Gebäude niederzureißen, und der Markt darf es nicht. Deshalb war es vorzusehen, daß sie alle, Union oder SPD, in Studiengebühren den Teufel sahen. Wo kämen wir denn hin, wenn plötzlich der Konsument mit seinem Geld bestimmen darf, welche Uni die bessere sei? Das bedeutet Konkurrenz und Leistungsdruck, denen in Amerika auch die Staatsuniversitäten ausgesetzt sind. Das würde die Säumigen ernüchtern, die Ambitionierten beflügeln. Wir aber machen’s lieber wie die Berliner, die der Freien Universität von 750 Professuren 350 streichen wollen. Ist das Gerechtigkeit für die Studenten? Ist es gut für jenes Land, das einst das Humboldtsche Weltmodell erfand?

Ein gewaltiger Schritt

Was bleibt, wenn der Staat sich nicht traut und der Markt nicht darf? Es muß zumindest ein Ersatzmarkt geschaffen werden, der für ein bißchen mehr Innovation, Auswahl und Differenzierung sorgt. Es nützt nichts, den Ländern per neuem Hochschulrahmengesetz (HRG) mehr Spielraum zuzuteilen, wenn der Bund den Knüppel der „vergleichbaren Abschlüsse“ in der Hand behält – und somit die bürokratische Oberhoheit, die auch einen neuen Studiengang im Wust der Verordnungen ersticken kann. Wie kann sich eine Uni ein eigenes Profil geben, wenn sie nur 10 bis 20 Prozent der Studenten selbst aussuchen kann? Was nützt ein Hochschulrat, wenn der den Rektor und die Dekane nicht feuern, das Budget nicht bestimmen kann?

Eine der interessantesten Ideen kommt von den Grünen, die gerade ihren eigenen HRG-Entwurf vorgelegt haben. Paragraph 1 enthält eine kleine Bombe, steht doch dort das Wörtchen von der „Akkreditierung“ von Hochschulen und Lehrgängen durch eine Einrichtung (wie in Amerika), die von Bund und Ländern unabhängig ist. Auf deutsch: Alles mögliche könnte eigenständig, diesseits der Instanzenmühlsteine, entschieden werden. Es können auch Private akkreditiert werden; Hochschulen können „Eigentum und Vermögen erwerben“, spricht: sich mit Stiftenkapital vom staatlichen Geldgeber lö-

sen.

Das wäre für deutsche Verhältnisse ein gewaltiger Schritt. Er würde die Status-quo-Kräfte schwächen, den Erneuerern und Experimentierern Türen aus dem dumpfen Verlies der regulierten Gleichförmigkeit öffnen. Eine ähnlich befreiende Wirkung hätte auch die Experimentierklausel im bayerischen Entwurf; ein ambitionierter Präsident wie der Münchner TU-Chef Herrmann könnte den behäbigeren Kollegen im Bayern-Land dann schon zeigen, was an der TU besser funktioniert als etwa an der Ludwig-Maximilians-Universität.

Laßt, in Anlehnung an Maos 100 Blumen,

wenigstens 20 blühen, und 20 Schulen miteinander wetteifern. Macht es den Verhinderern etwas schwerer und den Kreativen etwas leichter, etwa einen neuen Studiengang mit neuen Prüfungsordnungen zu verwirklichen. Wenn das Institut X nicht funktioniert, laßt die Besseren ausziehen und Y gründen. Just so entstand Princeton, weil die Unzufriedenen von Yale ihrem College Good-bye sagen konnten. „Learning by doing“ muß das Prinzip sein. Komplexe Systeme lassen sich nicht insgesamt reformieren, richtig. Aber aus kleinen Schößlingen können starke Bäume werden, wenn man ihnen nur genug Licht und Luft gibt.